



VERBOTEN.

Heimliche Liebe.



Verbotene Versprechen

ISBN: 978-3-948063-40-5

VALESKA RÉON



wuchs in der Nähe von Bonn und in Renesse auf. Nach einer Vielzahl von Jobs, unter anderem Friseurin, Visagistin, Model, Assistentin der Geschäftsleitung, Privatdetektivin, Lektorin und Übersetzerin, setzt sie sich heute in all ihren Projekten für die Einzigartigkeit eines jeden Menschen und ein Leben in der eigenen Authentizität ein.

»**Verbotene Versprechen**« ist nach mehreren Ratgebern und Krimis ihr erster Historienroman. Sie lebt mit ihren zwei Hunden in Dortmund.

CHARLOTTE H. SCHWARZ



ist in Berlin aufgewachsen. Nach dem Abitur arbeitete sie in Nancy. Ein gutes Jahr später zog es sie zurück nach Berlin, wo sie das Studium der mittelalterlichen und neueren Geschichte sowie Philologie an der Technischen Universität absolvierte. Ganz im Sinne der mittelalterlichen Magistri begann sie dann an unterschiedlichen Standorten in Deutschland und Österreich zu lehren. Diese Tätigkeit führte sie ins malerische Wien, wo sie heute lebt. Nach einigen Jahren wagte sie etwas Neues und probierte sich in diversen Praktika aus. Sie war fest entschlossen, eine Lehre als Brauerin bzw. Lebensmitteltechnikerin zu machen. Da sie keinen Lehrbetrieb fand, entschied sie sich, zu ihren Wurzeln zurückzukehren und mit ihrer Leidenschaft für gute Geschichte ihren Lebensunterhalt zu verdienen und Menschen damit zu unterhalten.

HISTORIENROMAN

VALESKA RÉON



CHARLOTTE H. SCHWARZ

VERBOTENE

Ich darf dich nicht lieben.

VERSPRECHEN

VERBOTENE VERSPRECHEN

LESEPROBE

Copyright © 2022 by Valeska Réon & Charlotte H. Schwarz
© 2022 pinguletta Verlag, Keltern

F01_2022 V2022-12-17

Alle Rechte vorbehalten
Sämtliche – auch auszugsweise – Verwertungen nur mit
Zustimmung des Verlags

Cover Artwork & Layout: © Helmut Speer | pinguletta Verlag
Foto Cover: ©darkbird/ 123RF.com
Grafiken im Buch: ©123RF.com
Produktion: Helmut Speer | pinguletta Verlag
Lektorat: Texthüterin Dr. Donata Schäfer

Buch: ISBN 978-3-948063-40-5
E-Book: ISBN 978-3-948063-41-2

www.pinguletta-verlag.de





»Es gibt nur zwei Dinge am Ende
eines Erdendaseins, die man bereut:
Die, die man getan hat, und die, die man nicht getan hat.
Letztere indes wiegen endlos schwerer ...«





PROLOG



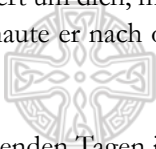
Blois
Montag, 9. Januar 1514



Düster türmten sich die Wolken über Blois, und auch die Loire floss gleich einem Trauerflor als dunkles Band am Königsschloss vorbei. Es war nicht richtig hell geworden an diesem Tag, gerade so, als wollte der Himmel sein Antlitz ob der Geschehnisse mit einem dichten Schleier verhüllen.

Anne de Bretagne, Herzogin der Bretagne und zweimalige Königin von Frankreich, hatte kurz vor Vollendung ihres siebenunddreißigsten Lebensjahres ihre Augen für immer geschlossen.

»Selbst der Himmel trauert um dich, meine geliebte Anne.« Mit tränenverschleiertem Blick schaute er nach oben. Ob sie von dort wohl gerade auf ihn herabsah?



Auch wenn er in den kommenden Tagen in tiefer Trauer versank, war er die ganze Zeit dabei, als eine der prunkvollsten Beerdigungszereemonien vorbereitet wurde, die je einer französischen Königin zuteilge worden war. Er richtete seinen verschleierte Blick auf Annes einbalsamierten Leichnam, der im Prunksaal aufgebahrt war. Ihr einstmals so wunderschönes Gesicht nun in solch lebloser Erstarrung vor sich zu sehen, war mehr, als er ertragen konnte. Ihr langes rotblondes Haar, das sich in seinen Händen wie Seide angefühlt hatte, war kunstvoll frisiert und hochgesteckt worden.

Sie hatten sie in purpurroten Samt gekleidet und aufgebahrt, auf dem Kopf trug sie ihre Krone, in der rechten Hand hielt sie das königliche Zepter und in der linken Hand den Stab der Gerechtigkeit. Als er in das Weihwasserbecken schaute, das sich zusammen mit einem großen goldenen Kreuz am Fuß ihres Bettes befand, löste sich eine Träne von seiner Wange. »Du hast den Prunk stets gehasst«, flüsterte er kaum hörbar seinem sich in konzentrischen Kreisen auflösenden Spiegelbild zu, »aber immer gewusst, dass das Volk ihn braucht.«

Bis Montagabend lag sie mit unbedecktem Gesicht dort, umgeben von Mönchen, die unaufhörlich Messen und Gebete für die Verstorbene sprachen, dann wurde ein Schleier über ihr Antlitz gelegt und der Leichnam kam in einen mit Blei ausgekleideten Holzsarg.

Dies war der schlimmste Augenblick seines Lebens, und die schmerzliche Erkenntnis durchfuhr ihn wie ein Blitz: Er würde sie niemals wiedersehen. Nie mehr in ihre bernsteinfarbenen Augen blicken können, die so ernst wirkten, wenn sie über etwas nachdachte, wenn sie lachte indes regelrecht Funken zu sprühen schienen.

Jeden Tag wurden zusätzlich zu den von den Mönchen gesprochenen Messen vier Hochämter von den Prälaten und dem Chor der Königskapelle abgehalten.

Am 26. Januar bildete sich die Prozession, angeführt von François

von Angoulême. »Gestern wärest du siebenunddreißig geworden«, murmelte er vor sich hin, als er ihrem Sarg hinterhersah, den der Trauerzug zur Kirche St. Saveur in Blois geleitete.

In den Genuss seines Geschenks, das handgemalte und kunstvoll bebilderte Buch ›Die Legende des Purgatorium des Heiligen Patrick‹ von Marie de France, eine Übersetzung des lateinischen Textes ›Tractatus de Purgatorio Sancti Patricii‹ des Zisterziensermönchs Heinrich von Saltrey, das er auf einer seiner Reisen in einem Kloster entdeckt hatte, sollte sie nun nicht mehr kommen. Als er es am Morgen aufschlug, war sein Blick auf die Illustration zur ›Siebenten Peinigung in den Kesseln‹ gefallen – ausgerechnet, denn genau so fühlte er sich gerade. Mit zitternden Händen hatte er es wieder zugeschlagen und ganz nach hinten in den Schrank zu seinen anderen Büchern gestellt.

Es war nicht üblich, dass Könige an Beerdigungszeremonien teilnahmen, insofern war Annes Witwer nicht zugegen – Ludwig XII., der Mann, den er so leidenschaftlich zu hassen gelernt hatte. Annes Vermählung mit dem französischen König hatte er seinerzeit, an einem eiskalten Morgen im Januar 1499, nicht verhindern können. Das Wohl Frankreichs und der Bretagne hatte stets wie ein Damoklesschwert über ihrer Liebe geschwebt.

Am nächsten Tag fanden drei Messen der Bischöfe von Paris,

Limoges und Bayeux statt. Annes Beichtvater, Guillaume de Parvi, sprach den ersten Teil der Leichenrede und siebenunddreißig Lobpreisungen der verstorbenen Königin, eine für jedes Jahr ihres Lebens. Trotz aller Trauer huschte ein Lächeln über Jeans Gesicht, als er an eben jene Dinge dachte, die sie Parvi wohlweislich nicht erzählt hatte.

Gegen zwei Uhr nachmittags wurde der Sarg auf eine vierrädrige Kutsche gelegt und das Gefolge trat, von 450 Fackeln beleuchtet, seine Reise nach Paris an. Zwei Ritter zu Pferde waren an der Vorderseite der Bahre mit sechs Bogenschützen des Königs auf jeder Seite, um die Menge davon abzuhalten, zu nahe zu kommen. Die ganz in Schwarz gekleidete Eliteeinheit der königlichen Schweizergarde, die Cent-Suisses, angeführt von Capitaine Surintendant Louis de Menthon, begleitete die Trauerprozession zur Basilika Saint-Denis, der Grabstätte der französischen Könige und Königinnen. Kurz trafen sich ihre Blicke. Er hatte diesen Menthon noch nie leiden können – doch auch umgekehrt wurde ein Schuh daraus. Schon dessen Vater trug den Beinamen »Keiler von Montlhéry, und genau so führte sein Sohn sich auch auf: laut, ungehobelt und den ihm unterstellten Soldaten gegenüber stets ungerecht. Keiner von beiden hatte den Streit auf dem Schlossplatz vergessen, bei dem es um eine unziemliche Bemerkung seitens Menthons über die äußeren Vorzüge von Königin Anne ging.

Was folgte, war eine lautstarke Auseinandersetzung zwischen ihnen, aus denen der Sohn des ›Keilers‹ nicht als Sieger hervorgegangen war.

Der Trauerzug hielt in allen wichtigen Städten entlang der Route an, um dort Gottesdienste abzuhalten. Menschenmassen knieten auf der Straße nieder und beteten. Die Anteilnahme von Annes Untertanen war unbeschreiblich, und jeder, der Zeuge dieser Trauerbekundungen wurde, zeigte sich zutiefst ergriffen.

Am Montag, dem 14. Februar, ruhte ihr Leichnam in der Abtei von Nôtre-Dame-des-Champs vor den Toren von Paris. Am Dienstag ging die Prozession in die Kathedrale von Saint-Denis nördlich von Paris, die Einwohner hatten Fackeln vor ihren Häusern aufgestellt und die Straßen der Stadt waren mit Schwarz und Violett verhängt.

Die Farben hätten Anne gefallen, ging es ihm durch den Sinn. Nach dem Tod ihres zweiten Mannes, König Karl VIII., hatte sie Schwarz getragen – im Gegensatz zu den bisherigen Königin-Witwen, die sich zum Zeichen der Trauer stets in vollkommenes Weiß gekleidet hatten. Seinerzeit eine mutige Entscheidung, aber sie hatte immer schon ihren eigenen Kopf gehabt. Bei Violett musste er an den Flieder im Schlossgarten von Blois denken, den Anne so geliebt hatte. Ja, diese Schwarz-Violett-Kombination hätte ihren Geschmack getroffen.

Die Trauergesellschaft wurde durch die religiösen Orden – Karmeliter, Augustiner und Bettelmönche –, den Probst von Paris, die Mönche von Notre Dame und die Herren des Pariser Parlaments ergänzt. Er selber nahm als Vertreter des Michaelsordens teil.

Jeder Platz und jede Straße auf dem Weg nach Saint-Denis wurden bewacht, um eine Überfüllung zu verhindern. Der Sarg wurde von Offizieren ihres Hauses in die Kathedrale gebracht, wobei die vier Ecken des Sarges von den vier Parlamentspräsidenten gehalten wurden.

Die Vorhalle und das Innere der Kathedrale waren mit schwarzem Tuch verhängt, das mit dem Wappen der Königin bestickt war. Schwarzer Samt und weiße Seide schmückte alle Altäre, darauf brannten dreitausendachthundert Kerzen. Im Inneren des Chors war eine kleine Kapelle errichtet worden, dort wurde der Sarg, illuminiert von zwölfhundert Kerzen, abgestellt. Es war schön, es war ergreifend – es war gespenstisch.

Am Mittwoch, dem 16. Februar, wurde die feierliche Messe zur eigentlichen Beisetzung abgehalten. Annes Waffenherald, Pierre Choque, rief: »Die Königin und christliche Herzogin, unsere souveräne Dame und Herrin ist tot. Die Königin ist tot, die Königin ist tot.« Die Offiziere von Annes Haushalt brachen daraufhin ihre Amtsstäbe und warfen sie auf den Sarg.

Er stand in der hintersten Reihe und war immer noch zutiefst ergriffen. Wenngleich er wusste, dass das Volk sie verehrt und geliebt hatte, diese Anteilnahme ging ihm sehr zu Herzen. Verehrt und geliebt – das hatte er sie auch. Mehr als das: Er war ihr bester Freund gewesen, der Mann, der sie liebte. Sie war seine Vertraute und die Frau, die ihm mehr bedeutete als jeder Mensch zuvor. Während der zweiwöchigen Trauerprozession war ihm das so bewusst geworden, dass es ihn körperlich schmerzte.

Einige Reihen vor ihm saß Philippe de Montauban, Königin Annes Kanzler und Berater, und als dieser sich einmal kurz umdrehte, nickten die Männer sich zu. Philippe war der Einzige, der ihr Geheimnis kannte, doch es stets bewahrt hatte.

»Anne de Bretagne, unsere ergebene Königin ...«, setzte Kardinal de Mans zu seiner Trauerrede an.

Er starrte dem Sarg hinterher, als dieser nach der Absolution in ein Gewölbe vor dem Hochaltar herabgelassen wurde. In seinen Augen schimmerten Tränen, doch er nahm sich zusammen, um kein Aufsehen zu erregen. Demütig beugte er seinen Kopf und seine Gedanken wanderten sechzehn Jahre zurück, zu dem Tag, an dem er Anne das erste Mal begegnet war ...

Ergeben ... Die Worte des Kardinals hallten in seinem Kopf nach. *Doch wem war sie ergeben?*, fragte er sich. Der Bretagne, weil sie als Bretonin geboren wurde? Ihrem Vater, weil sie ihm versprochen hatte, sein Herzogtum niemals zu unterwerfen? Ihrem Mann – aber welchem? Maximilian I., Karl VIII. oder Ludwig XII.?

In Wahrheit war sie nur einem ergeben gewesen – doch dieses Geheimnis nahm sie für immer und ewig mit in ihr Grab. Ihr Herz sollte gemäß ihrem Willen in Nantes begraben werden, zu Lebzeiten indes hatte ihr Herz jemand anderem gehört.

Und auch seine Lippen würden bis zu seinem Tod versiegelt bleiben

...



»Nicht die Umstände der eigenen Geburt sind relevant.
Das, was wir aus dem Geschenk des Lebens machen,
bestimmt darüber,
wer wir sind.«





KAPITEL EINS



Cathédrale Saint-Pierre de Rennes
19. Dezember 1490



A nne, fang mich doch, aber du kriegst mich nicht, weil ich schneller bin als du!«

Wie aus weiter Ferne erklang die Stimme meiner Schwester Isabeau in ihrem sanften Singsang, gefolgt von einem glockenhellen Lachen, das so typisch war für sie. Doch sie hatte recht, mein linkes Bein war kürzer als das andere und ich hinkte leicht, weshalb ich stets die Letzte im Ziel war. Mit der Zeit hatte ich jedoch gelernt, diesen Mangel von Mutter Natur auszugleichen, wobei meine Schuhmacher den linken Absatz immer ein wenig höher machten, sodass es kaum noch auffiel.

Aber ich war heute nicht hier, um mit Isabeau zu spielen. Das wäre auch unmöglich gewesen, da sie vor vier Monaten, mit gerade einmal neun Jahren, an einer Lungenentzündung gestorben war. An einem sonnigen Tag im August war sie für immer aus meinem Leben verschwunden. Nun starrte ich auf ihr Grab und erschauerte, niemals würde ich sie wiedersehen.

Doch ich schweife ab, denn dies war nicht der eigentliche Anlass meines Besuches in der Kathedrale an diesem Tag. Nein, heute sollte ich den römisch-deutschen König Maximilian I. heiraten. War es ein Zufall oder eine makabre Narretei des Schicksals, dass die Zeremonie ausgerechnet hier, gegenüber der letzten Ruhestätte meiner Schwester, stattfinden sollte?

Mit dem Wissen, das ich heute habe, würde ich sagen ›Ich hätte gewarnt sein sollen‹, doch ich hatte mir diese Ehe nicht selber ausgesucht. So wie ich mir bislang gar nichts hatte aussuchen können, denn obwohl Maximilian den Beinamen ›der letzte Ritter‹ trug und sein Wahlspruch *per tot discrimina rerum – durch so viele Gefahren* lautete, war es ihm anscheinend dann doch zu gefährlich, persönlich anwesend zu sein. Es sei mir jedoch gestattet, zu meiner Verteidigung anzuführen, dass ich damals das vierzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet hatte und ... nun, was wusste ein junges Ding wie ich schon vom Leben, von den Männern? Doch trotzdem, eine Hochzeit ohne den Bräutigam – was für eine Farce!

Dabei hatte es bereits viele Männer in meinem jungen Leben gegeben, mit denen ich verlobt worden war, obwohl es mir nicht vergönnt gewesen war, auch nur einen einzigen von ihnen persönlich kennenzulernen. Einige von ihnen waren mir kaum erinnerlich geblieben, da ich einfach zu klein gewesen war. Später sprach ich öfter mit Françoise de Dinan, die nach dem Tod meines Vaters Franz im Jahr 1488 meine Gouvernante wurde, darüber.

Sie war eine gestandene Frau von Anfang fünfzig, für mich mit meinen elf Jahren eine steinalte Frau, und für diese Zeit war sie das auch

tatsächlich. Meine Mutter Margarete war mit siebenunddreißig Jahren von uns gegangen. Papas erste Frau, die ebenfalls Margarete hieß, war mit sechsundzwanzig Jahren gestorben. Kinder zu gebären zum Erhalt der Blutlinie war die oberste Priorität, was jedoch auf Kosten der Gesundheit vieler Frauen ging und ihre Lebenserwartung ungemein herabsetzte.

Françoise war sehr gebildet, sprach mehrere Sprachen und kannte sich mit dem Hofprotokoll aus. Jedoch meinte sie anfänglich, eine Art Mutterersatz für mich sein zu müssen, was mir ganz und gar nicht behagte. Wenn auch offiziell Marschall de Rieux, Françoise und ihr Halbbruder Alain d'Albret die Regentschaft übernahmen, da ich noch minderjährig war, so wusste ich doch, dass das Schicksal der Bretagne ganz allein auf meinen Schultern ruhte, komme was oder wer da wolle. Das machte ich in unseren gemeinsamen Besprechungen von vornherein deutlich, zumal ich wusste, dass ich schon bald offiziell als Herzogin inthronisiert würde. Besonders für den Marschall und Monsieur d'Albret muss diese Situation unerträglich gewesen sein, waren sie es doch gewohnt, Befehle zu erteilen. Erschwerend kam hinzu, dass das weibliche Geschlecht zu meiner Zeit nichts galt. Die Frauen waren ihren Ehemännern untergeordnet, wie Paulus an mehreren Stellen in der Bibel deutlich macht:

›Ihr Frauen, ordnet euch euren Männern unter wie dem Herrn. Denn der Mann ist das Haupt der Frau, wie auch Christus das Haupt der Gemeinde ist‹ oder aber auch ›Und der Mann ist nicht geschaffen um der Frau willen, sondern die Frau um des Mannes willen.‹

Sich nun von einer Frau oder besser gesagt einem minderjährigen Kind etwas vorschreiben zu lassen, war ungeheuerlich und bar jeder Vorstellung für die beiden Männer. So versuchten sie, mich dumm zu halten, sogar meine Bitte, Einblick in die Finanzen des Herzogtums – meines Herzogtums – zu erhalten, lehnten sie ab. Doch mein Vater hatte mich dazu erzogen, in seine Fußstapfen zu treten, und mich schon in jungen Jahren zu seiner Vertrauten gemacht, die er in vielen Angelegenheiten um Rat fragte, von daher ließ ich ihnen dieses ungebührliche Verhalten nicht durchgehen. Um ihnen zu zeigen, wer die wahre Regentin war, sprach ich bei unseren Zusammenkünften explizit im Pluralis Majestatis, weshalb sie hinter meinem Rücken über mich tuschelten. Doch letztendlich setzte ich mich erfolgreich gegen dieses üble Dreiergespann durch, denn fernab der für meine Zeit üblichen gesellschaftlichen Konventionen gab es nun einmal niemand anderen, der den Thron besteigen konnte, als mich. Somit hatte ich nur ein Ziel: dafür zu sorgen, dass mein Herzogtum, die Bretagne, eigenständig blieb und weiterhin prosperierte.

Zu Anfang hatten Françoise und ich noch ein gutes Verhältnis miteinander, weil ich damals noch nicht wusste, welch falsches Spiel sie trieb. Ob es daran lag, dass sie so ein hartes Leben hinter sich hatte und deshalb immer auf ihren eigenen Vorteil aus war?

1444, als reichste Erbin im Herzogtum Bretagne, wurde sie entführt und gezwungen, Gilles de Bretagne, den Bruder von Herzog Franz I. der Bretagne und Herzog Peter II. der Bretagne zu heiraten. Sie war acht, er dreiundzwanzig. Die Zeremonie gestaltete sich derart, dass er einen Fuß in Françoises Bett setzte. Die Ehe wurde zwar nie vollzogen, aber Gilles nannte sie »meine kleine Frau«. Gilles wurde 1450 auf Veranlassung von Arthur de Montauban, der Françoise selber ehelichen wollte, im Château du Guildo verhaftet und im Château de la Hardouynaie ermordet. 1451 heiratete sie Graf Guy XIV. de Laval und Baron von Vitré sowie La Roche-Bernhard. Zwei Jahre nach dessen Tod im biblischen Alter von achtzig Jahren wurde sie meine Gouvernante.

Françoise wusste also, dass das Leben nicht immer in den Bahnen verläuft, wie man es sich wünscht, und sie hatte eines sehr schnell erkannt: Ich war eine lernbegierige Schülerin. Während meine Schwester Isabeau viel kindlicher war als ich, was den vier Jahren, die sie nach mir geboren wurde, geschuldet war, und den Unterricht hasste, lastete das Schicksal des Herzogtums der Bretagne bereits frühzeitig auf meinen

Schultern und ich saugte alles Wissen, das sie mir vermitteln konnte, auf wie ein Schwamm. Lernen war keine Strafe für mich, ganz im Gegenteil, ich fand es sogar ausgesprochen spannend zu erfahren, was jenseits unserer Schlossmauern in der Welt vor sich ging, wie andere Menschen dachten und ihre Probleme lösten.

Sie unterrichtete mich nicht nur in Latein, Griechisch, Französisch, Bretonisch und Hebräisch, sondern vor allem in etwas, das mir später sehr zugute kommen sollte und für das ich heimlich ein Wort kreiert hatte: »Lebenskunde«. Und so sprachen wir auch über all diejenigen, mit denen ich im Kindesalter bereits verlobt gewesen war. »Aus politischen Gründen und alles nur zum Wohle der Bretagne«, wie sie stets betonte. Sie dachte, ich wäre damals noch zu klein gewesen, um mich daran zu erinnern, aber Papa hatte mir diese traurige Geschichte erzählt, denn da meine Mutter Margarete oftmals krank im Bett lag, war ich schon in jungen Jahren seine Vertraute geworden, und schon recht früh wurde mir klar: ebenso seine »Ersatz-Herzogin«.

Da mein Vater Franz, oder besser gesagt die Bretagne als selbstständiges Herzogtum Verbündete gegen Frankreich brauchte, das unser Herrschaftsgebiet vereinnahmen wollte, wandte er sich an das englische Königshaus. Doch direkt meine erste »Verlobung« stand unter keinem guten Stern und sollte ein unglückliches Ende finden.

Man schrieb das Jahr 1480. Ich war noch nicht einmal vier Jahre alt, als mein Vater mich dem Prinzen von Wales, Edward V., versprach. Er war zehn Jahre alt und sollte nach seinem Vater, Edward IV., den Thron von England besteigen. 1483 starb Edward IV. jedoch, entweder an einer Entzündung in der Brust oder an Bauchfieber, Papa wusste es nicht mit Bestimmtheit zu sagen, aber es gelang ihm noch, seinen jüngeren Bruder Richard III. zum Vormund seines Sohnes zu ernennen, verknüpft mit der Bitte, bis zu dessen Volljährigkeit England zu regieren.

»Elizabeth Woodville, die Königinwitwe indes«, fuhr Françoise mit der Geschichte fort, die ich bereits kannte, was ich ihr allerdings nicht offenbarte, »widersetzte sich dem letzten Willen ihres verstorbenen Gatten, da ihrem Schwager Richard dadurch Tor und Tür für Ränkespiele jeglicher Couleur geöffnet waren. Sie bemächtigte sich des Staatsschatzes und der Throninsignien und verfügte durch ihren Bruder selber über den Thronfolger. Eine wirklich starke und weitsichtige Frau«, resümierte Françoise. »Doch, meine verehrte Prinzessin, merkt Euch eines, Frauen haben es schwer in dieser Welt, wie die Geschehnisse in England wieder einmal zeigen. Und so erfolgte der nächste Schlag Richards. Mithilfe des Bischofs von Bath und Wells ließ er verkünden, dass Elizabeths Kinder mit Edward illegitim seien, da Edward bei seiner

Hochzeit noch mit Eleonore Butler verlobt gewesen war. Somit hatte Edward, also dein Verlobter, keinen Anspruch mehr auf den Thron, da uneheliche Kinder nicht von ihren Vätern erben können. Demzufolge war nunmehr sein Onkel Richard der rechtmäßige Thronfolger. Indes ...«, sie holte tief Luft und blickte aus dem Fenster, um dann mit tieftrauriger Stimme fortzufahren, »... Richard war dies noch nicht genug der Maßnahmen zur Sicherung der eigenen Herrschaftsansprüche, und so ließ er Edward und seinen jüngeren Bruder in den Tower von London sperren, und die Jungen verschwanden spurlos.«

Françoise verstummte, doch ihrem erschütterten Blick konnte ich entnehmen, dass auch sie wusste: »spurlos« stand hier für »ermordet«.

»Nun aber genug von dieser dunklen Mähr«, unterbrach sie meine trüben Gedanken, »wenden wir uns wieder dem Lateinischen zu ...«

Nach dem Tod von Edward hatte mein Vater wirklich alles unternommen, um den richtigen Mann für mich zu finden, mit dem an meiner Seite die Selbstständigkeit der Bretagne gewährleistet wäre. Obwohl ich erst sechs Jahre alt war, wollte Papa mich daher unbedingt verloben, denn die Zeit lief ihm davon. Er hatte immer noch keinen legitimen Sohn, dem er den Thron überlassen konnte. Mein Halbbruder François, der vierzehn Jahre älter war als ich und aus der Liaison mit

Antoinette de Maignelais hervorgegangen war, lebte zwar bei uns im Schloss und wurde später sogar mein Waffenherald, trotzdem konnte er als unehelich geborenes Kind nicht Herzog werden.

Obendrein führte Vater Krieg gegen den französischen König Ludwig XI., den wir hinter vorgehaltener Hand ›Spinnenkönig‹ nannten aufgrund der Intrigennetze, die er in mehreren Ländern gesponnen hatte. Nach seinem Tod 1483 wurde dessen Tochter Anne de Beaujeu Papas liebstes Hassobjekt. Stellvertretend für ihren damals noch minderjährigen Bruder Karl VIII. hatte sie die Regierungsgeschäfte übernommen, was sicherlich besser für Frankreich war, denn Karl eilte der Ruf voraus ... nun, drücken wir es nett aus, von Mutter Natur nicht mit besonders viel Intelligenz gesegnet worden zu sein. Die Thronfolge in Frankreich sah jedoch vor, dass nur ein männlicher Nachfolger den Thron besteigen konnte.

Was das betraf, war Papa vorausschauend, und so gelang es ihm im Jahr 1486, die Zustimmung seiner Adligen dafür zu erhalten, dass ich als seine erstgeborene Tochter den Thron erben würde, falls er ohne einen Sohn als Erben sterben sollte.

So weit, so gut, doch somit war es noch wichtiger geworden, den richtigen Partner für mich zu finden. Françoise hatte mir die Geschichten von Tristan und Isolde erzählt, von Pelléas und Mélisande sowie

Aucassin und Nicolette – alle endeten traurig, wobei zumindest die beiden Letzteren glücklich bis an ihr Lebensende waren. Sollte mir solch ein Glück auch beschieden sein oder würde das Wohl und Wehe der Bretagne stets über meinem eigenen stehen? Schon in sehr jungen Jahren beschäftigten mich solch ernste Gedanken.

Dann schlug das Schicksal direkt zweimal grausam zu. Am 15. Mai 1486, kurz zuvor war ich neun geworden, schloss meine geliebte Mutter Margarete für immer ihre Augen. Wenig später starb mein Halbbruder Antoine, den ich sehr gemocht hatte. Er war älter als ich und somit keiner meiner Spielkameraden, doch immer, wenn wir uns begegneten, sah ich viel von meinem Vater in ihm, aber auch von mir, denn er hatte exakt die gleichen rotblonden Haare und einen Hauch honigfarbener Sommersprossen wie ich.

Nach diesem doppelten Verlust weinte ich tagelang, Isabeau war gar nicht mehr ansprechbar und aß kaum noch etwas. Da sie ohnehin sehr kränklich war, entschied Papa, dass wir für eine Weile ins Kloster Notre-Dame-du-Mont-Carmel gehen sollten, wo Françoise d'Amboise Priorin war, eine Tante von Papa und Witwe von Peter II., dem Vorgänger meines Vaters als Herzog der Bretagne. Eine Begegnung mit Jean Soret, dem Generalprior der Karmeliter, hatte sie überzeugt,

diesem Orden beizutreten, die Krux war allerdings: Damals gab es noch keine Karmeliter-Klöster für Frauen. Doch schon immer entscheidungsfreudig wusste sie, was zu tun war, und hier kam mein Vater ins Spiel. Von Papst Pius II. erhielt sie durch eine Bulle vom 16. Februar 1460 und dann von Papa durch einen Akt vom 19. Juni 1462 die Erlaubnis zur Gründung einer Gemeinde in Vannes und schließlich die erforderliche Landbasis, indem ihr ein Grundstück in der Nähe des Karmeliterklosters von Le Bondon in Vannes zugewiesen wurde. 1463 gründete sie in Vannes die erste französische Niederlassung des Ordens Notre-Dame-du-Mont-Carmel. Großtante Françoise trat im März 1468 selber in das Kloster ein, 1475 wurde sie Priorin.

Auf den ersten Blick wirkte sie sehr streng, was durch das braune Habit mit dem dunklen Schleier noch verstärkt wurde. Als ehemalige Herzogin der Bretagne hatte sie eine »adelige« sprich kerzengerade Haltung, ohnehin überragte sie die anderen Nonnen um einen halben Kopf, sodass jeder vor Respekt erstarrte. Doch wenn Isabeau und ich mit ihr alleine waren, offenbarte sie uns ihre weiche Seite, schon zu ihrer Zeit als Herzogin der Bretagne hatte sie sich den Armen und Kranken gewidmet. Ihre Ehe mit Herzog Peter II. war kinderlos geblieben, aber sie wäre sicherlich eine gute Mutter geworden. Nun hatte sie ihre Berufung im Glauben gefunden.

Auch ich hatte schon in jungen Jahren Trost im Glauben gesucht und so fand ich in den Wochen im Kloster der Karmelitinnen ein gewisses Maß an Zerstreuung. Wäre ich nicht von klein auf dazu erzogen worden, der Bretagne als Herzogin zu dienen – Nonne zu werden hätte durchaus eine Möglichkeit für mich sein können. Mein Glaube an Gott war tief und ich vertraute darauf, dass er mich, gerade nach dem Tod meiner Mutter, beschützen würde.

»Armes Kind«, murmelte Françoise, als sie sich eines Abends an mein Bett setzte, der Stoff ihrer Nonnentracht raschelte, was irgendwie beruhigend auf mich wirkte, »das Schicksal der ganzen Bretagne lastet auf deinen zarten Schultern. Nur gut, dass es dir noch nicht bewusst ist, was alles auf dich zukommen wird.«

Ich tat, als schliefe ich bereits, doch tief in meinem Herzen brodelte es. Nur zu gut wusste ich, wie schnell die Gesundheit meines Vaters verblühte und ich in nicht allzu ferner Zukunft seine Stelle einnehmen würde. Herzogin der Bretagne – mit diesem Gedanken driftete ich in einen traumlosen Schlaf.

In Vannes war ich bis dato noch nie gewesen, und da ich hier nicht als Tochter des Herzogs der Bretagne auftrat, sondern als angehende Novizin, konnte ich mich frei bewegen. Meine Schwester und ich gingen mit einigen der anderen Nonnen spazieren, die uns diesen malerischen

Ort zeigten. Es war das erste Mal, dass ich über einen Sandstrand ging, und als ich auf das tiefblaue Meer blickte, das an diesem Tag exakt die Farbe von Isabeaus Augen hatte, überkam mich ein Gefühl, das zwischen Traurigkeit und tiefer Sehnsucht angesiedelt war. Tränen liefen über mein Gesicht, meine Schwester nahm meine Hand und drückte sie. Nur sie wusste, dass in mir Gefühle tobten, die den rauen Wellen des Atlantiks gleich waren. Die Gewissheit, eines Tages dieses wunderschöne Land zu regieren, war erfreulich, aber ich war mir der großen Verantwortung bewusst, die auf meinen Schultern lastete.

Dann erreichte mich ein Brief von Papa, den mir ein reitender Bote ins Kloster brachte.

*Meine teure Anne,
die politischen Umstände erfordern es, dass Du nach Nantes zurückkehrst.
Ich freue mich, Dich und Isabeau wieder in meine Arme zu schließen.
Ergebenst
Euer Euch liebender Vater Franz*

So verabschiedeten wir uns von Großtante Françoise und eilten unserem Vater zur Seite, denn neues Ungemach zog am Horizont auf. Bereits als ich mit Isabeau an der Hand das Schloss betrat, hörte ich laute

Stimmen aus Papas Bibliothek. Hierhin zog er sich immer zurück, wenn er nachdenken musste – oder so wie heute wichtigen Besuch empfing. So stürmisch indes war es bislang noch nie zugegangen, und als ich die Tür einen Spaltbreit öffnete, erkannte ich Papas Cousin Ludwig von Orléans, die Grafen Alain d’Albret, Karl d’Angoulême und Odet d’Aydie, die Herzöge René II. von Lothringen, Johann IV. von Chalon sowie Philippe de Commynes. Sie waren schon oft bei uns gewesen, jedoch noch nie alle zusammen. Daher war mir sofort klar, dass es sich um etwas sehr Wichtiges handeln musste. Vorsichtig schloss ich die Tür wieder und zog mich mit meiner Schwester in unsere Gemächer zurück.

Am nächsten Morgen tat Papa, als sei nichts vorgefallen, aber natürlich war ihm so wie immer bewusst, dass er mir nichts vormachen konnte. Seit Jahren war das eine Art Spiel zwischen uns: Wer zuerst sprach, hatte verloren. Meistens war er das, und so auch diesmal.

»Die Franzosen wollen sich die Bretagne einverleiben und zu einem Teil ihres Reiches machen, koste es, was es wolle«, begann er zu erzählen. »Daher, meine liebe Anne, nimm dich in Acht vor ihnen.«

Solange ich mich erinnern konnte, hatte Papa stets eine schlechte Meinung von den Franzosen gehabt, und das nicht zu Unrecht, denn

Anne de Beaujeu, die Schwester des eigentlichen Königs Karl VIII., betrieb gegenüber der Bretagne die gleiche hinterhältige Politik wie ihr mittlerweile verstorbener Vater Ludwig XI. Der Umstand, dass sich genau um diesen Punkt Papas gesamte Heiratspolitik mich betreffend drehte, wurde mir erst nach und nach bewusst: Ich brauchte einen Gemahl an meiner Seite, der die Unabhängigkeit der Bretagne garantieren und ebenso verteidigen könnte. Die Franzosen von seinem Herzogtum fernzuhalten war eine Last, die Papa Tag und Nacht niederdrückte, was seiner Gesundheit nicht sehr förderlich war. Gerade in den letzten Monaten war er zusehends schwächer und schwächer geworden.

»Ich möchte dich nicht beunruhigen, liebste Anne, aber wir müssen dem Unvermeidlichen ins Auge sehen, dass du schon sehr bald Herzogin sein wirst.«

»Oh Papa«, schluchzte ich, »sprich bitte nicht so.« Ich liebte meinen Vater sehr, und der Gedanke, ihn so wie wenige Monate zuvor meine Mutter zu verlieren, war unerträglich für mich.

»Wir müssen aber darüber reden, teuerste Tochter. Es wird bald schon jede Menge Freier geben, die um deine Hand anhalten werden, doch wähle weise. Wähle denjenigen, der den Wohlstand und die Unabhängigkeit der Bretagne am besten zu bewahren weiß.«

Ich straffte meine Schultern und entgegnete selbstbewusst: »Wenn ich Herzogin der Bretagne bin, werde ich mein Bestes geben und immer daran denken, was du an meiner Stelle getan hättest.«

Wie ich bereits erzählte, hatten mich die bretonischen Stände 1486 als Nachfolgerin meines Vaters und damit als Erbin des Throns anerkannt, um die Autonomie des Herzogtums gegenüber Frankreich weiter zu sichern. 1487 unterzeichnete Papa den Vertrag von Chateaubriant mit Frankreich, der die Eigenständigkeit der Bretagne erneut bestätigte. Trotzdem konnte dies die Franzosen nicht davon abhalten, unser Herzogtum weiterhin zu bedrängen. Unter der Führung von Louis II. de la Trémoille schlug das französische Königsheer gegen Vannes und Fougères zu und kontrollierte den Zugang zur Bretagne. Für meinen Vater ein Affront sondergleichen.

Somit bedurfte es keiner großen Überredungskünste, dass er mit von der Partie war, gegen die machtbesessene französische Regentin in den Krieg zu ziehen, wozu das lautstarke Treffen am Vortag in seiner Bibliothek gedient hatte.

»Cousin Ludwig hast du ja gestern in der Bibliothek gesehen«, setzte Papa zu einer Erklärung an, er hatte also doch gemerkt, dass ich heimlich an der Tür spionierte. »Er ist nach wie vor ein

unverbesserlicher Rebell und Rabauke, aber für das, was wir vorhaben, der richtige Mann.«

Ich verkniff mir ein Lachen, Ludwig kannte ich von klein auf. Er sah sehr gut aus mit seinen hellbraunen Locken, die ihm fast bis zu seinen breiten Schultern reichten. Doch auch, wenn er immer nett zu mir gewesen war, ging eine innere Unruhe von ihm aus, die mir manchmal schier unerträglich war. Erst als ich älter wurde, erfuhr ich von seiner Lebensgeschichte.

Ludwig XI., der vorherige und mittlerweile verstorbene König von Frankreich, hatte in Ludwig d'Orléans, so sein voller Name, immer einen Konkurrenten für seinen Sohn Karl gesehen und daher versucht, die Nebenlinie der Familie, der Papas Cousin angehörte, auszulöschen. Und dafür hatte er zu wahrlich unglaublichen Methoden gegriffen. Hinter vorgehaltener Hand wurde immer schon darüber getuschelt, dass Karl sehr dumm und selbstgefällig war, und so wurde dafür gesorgt, dass Cousin Ludwig ebenfalls keine gute Erziehung und Bildung erhielt. Um zu verhindern, dass er Nachkommen zeugte, wurde er 1476 dazu gezwungen, die Tochter des Königs, Johanna von Frankreich, zu heiraten. Noch kurz vor der Trauungszeremonie sträubte Ludwig sich mit Händen und Füßen dagegen. Doch da zischte ihm der König zu: »Wenn du meine Tochter nicht ehelichst, werde ich dir

höchstpersönlich deine Haare abschneiden und dich bis ans Ende deiner Tage ins Kloster stecken.«

Ludwig hatte dann zähneknirschend in diese Ehe, die definitiv nicht im Himmel geschlossen wurde, eingewilligt. Es ging die Geschichte um, dass Johanna ihrem Vater einmal ohne den Kapuzenumhang, den sie immer trug, um ihren missgestalteten Körper zu verhüllen, im Schloss über den Weg gelaufen war und der sich zu Tode erschreckt haben soll. Wenn dieses bedauernswerte Geschöpf auch nur halb so hässlich und entstellt war, wie man sich erzählte, war es immer noch schlimm genug. Viel wichtiger bei den Plänen des »Spinnenkönigs« war indes der Umstand, dass sie gebärunfähig war, sodass mit Cousin Ludwig dieser Zweig der Familie aussterben würde.

Zu wissen, dass der »dumme Karl«, wie Ludwig ihn immer nannte, eines Tages statt seiner König von Frankreich sein würde, und die unerfreuliche Ehe mit Johanna waren wohl die Hauptgründe, warum Pappas Cousin so oft bei uns anstatt am französischen Hof weilte. Als König Ludwig XI. 1483 starb, hatte Cousin Ludwig die Regentschaft für den damals erst dreizehnjährigen Karl beansprucht, scheiterte jedoch vor der Generalstän­deversammlung von 1484, und Karls Schwester, die als grausam verschriene Anne de Beaujeu, übernahm die Regierungsgeschäfte.

Somit schloss Ludwig sich nur allzu gern der Adelsopposition an der Seite von Papa an, in der Hoffnung, es dieser kaltherzigen und hinterhältigen Frau heimzuzahlen, die ein strenges und, wie man hörte, ungerechtes Regiment in Frankreich führte. Als ihr Vater Ludwig XI. noch lebte, hatte man sie immer für dumm und ungebildet gehalten, nun entpuppte sie sich als eiskalt und – im Sinne von Frankreich – klug agierende Herrscherin.

»Neben all den anderen, die gestern dabei waren«, fuhr mein Vater mit seinen Erzählungen fort, »habe ich mich ebenfalls mit Maximilian, dem König des Heiligen Römischen Reiches, gegen Frankreich verbündet.« Papa machte eine Pause und sah mich durchdringend an, um dann mit wichtiger Stimme fortzufahren: »Er könnte übrigens ein passender Heiratskandidat für dich sein, wobei auch Alain d'Albret glaubt, ich würde ihm zum Dank für seine Hilfe in diesem Krieg deine Hand schenken, aber ... Nun, lass uns erst einmal gegen Frankreich in den Krieg ziehen.«

Statt einer Antwort nickte ich nur stumm. Was hätte ich auch sagen sollen, hatte ich doch zwischenzeitlich verstanden, dass es hier schon lange nicht mehr um mein persönliches Glück ging, sondern um das Schicksal unseres Herzogtums – aber war es das jemals? Und auch, wenn ich mich fügte, so merkte ich doch, wie mich die Opfer, die ich

für die Unabhängigkeit der Bretagne zu bringen hatte, nach und nach hart und unnachgiebig machten.

Ja, ich würde immer zum Wohl der Bretagne denken und handeln, jedoch auch stets meinen eigenen Kopf haben.

Besagter Alain d'Albret, der Halbbruder meiner Gouvernante Françoise de Dinan, war ein wirklich unangenehmer Zeitgenosse und einer der letzten Männer, mit dem ich den Ehebund eingehen wollte, aber immerhin verstärkte er unsere bretonische Armee mit 5 000 Mann, die vom König von Spanien geschickt wurden. Maximilian I. von Österreich entsandte ebenfalls 1 500 Mann, und Edward Woodville brachte eine Truppe von Bogenschützen aus Großbritannien herüber.

Leider waren alle Bemühungen umsonst, die Bretagne wurde am 28. Juli 1488 in der Schlacht von Saint-Aubin-du-Cormier besiegt und Cousin Ludwig in Festungshaft genommen. Damals konnte ich noch nicht ahnen, welche Rolle er einmal in meinem Leben spielen würde – zumal ich in diesem Moment ganz andere Sorgen hatte, nämlich meinen Vater, der an dieser Niederlage fast zugrunde ging. Am Morgen nach der Kapitulation erschien er, blass wie noch nie, bei Tisch und ich nahm seine Hand in meine. Sie fühlte sich eiskalt an, und ich sagte mit möglichst fester Stimme: »Liebster Vater, du kannst dich

immer auf mich verlassen. Und wenn es auch diesmal nicht von Erfolg gekrönt war, wir werden unsere Knie niemals vor den Franzosen beugen!«

Papa setzte ein Lächeln auf, und obgleich es seine Augen nicht erreichte, merkte ich doch, dass er mich von Herzen liebte und stolz auf mich war. »Du hast recht, liebste Anne«, meinte er, »aber wir können noch nicht über die Unabhängigkeit der Bretagne sprechen, bevor wir wissen, welche Bedingungen daran geknüpft sind. Und ich befürchte, Frankreich unter Anne de Beaujeu wird uns gegenüber nicht sehr großzügig sein.«

Leider sollte er recht behalten, denn die gnadenlose Schwester von König Karl verlangte, dass mein Vater auf den Thron verzichtet, ich einen französischen Baron heiraten sollte und die Bretagne Teil des Königreichs Frankreich würde.

Zu unserem großen Erstaunen trat nun das erste Mal Karl auf den Plan und forderte sein Vorrecht ein. Auch wenn seine Schwester bislang das Sagen hatte, so war er doch der König von Frankreich. Nun war er volljährig und der Meinung, dass ihre Sanktionen denen eines Alexander des Großen oder Julius Cäsar glichen, heidnischen Heerführern, deren Gebaren nichts mit christlichen Werten zu tun hatten. Ich war mir sicher, dass diese Worte nicht von ihm selber stammten, doch

Papa und ich waren froh, dass jemand – wer auch immer – diesen Ge-
genvorschlag in seinem Namen ausgearbeitet hatte.

Und so wurde am 20. August 1488 der Vertrag von Verger zwi-
schen König Karl VIII. und meinem Vater aufgesetzt, was ihm zwar
seine Würde und seinen Titel bewahrte, es jedoch schwierig machte,
jemals wieder die Waffen gegen Frankreich zu erheben. Alle fremden
Truppen, die uns unterstützt hatten, mussten fortgeschickt werden
und wir durften sie nie wieder um Hilfe gegen Frankreich anrufen.
Ferner musste Papa sich damit einverstanden erklären, zuerst den Se-
gen des französischen Königs einzuholen, wenn ich oder meine
Schwester Isabeau heiraten würden. Zur Einhaltung all dieser Punkte
musste Papa die Siegel von Stadt, Land und Kirche verpfänden. Bei
Zu widerhandlung würde eine Strafe von 200 000 Écu gegen die gro-
ßen Städte erhoben. Im Gegenzug würde Frankreich seine Truppen
aus der Bretagne abziehen, mit Ausnahme von St. Malo, Dinan,
Fougères und Saint-Alban, und zwar bis zu dem Zeitpunkt, an dem es
Karl sicher erschien, sich zurückzuziehen.

Sollte ich indes ohne die Einwilligung von Frankreich heiraten,
würden diese vier Städte zum französischen Territorium erklärt.
Obendrein musste mein Vater König Karl huldigen und dem Parlament
in Paris gehorchen. Diese Bedingungen waren zwar nur ein bisschen

besser als die, welche Anne de Beaujeu durchgesetzt hätte, aber was konnten wir anderes tun als dem zuzustimmen?

Das alles war zu viel für meinen armen Papa und ich musste hilflos dabei zusehen, wie seine Gesundheit von Tag zu Tag mehr schwand. Auch wenn ich es nicht wahrhaben wollte, ich wusste, dass er nicht mehr lange zu leben hatte. Wie oft lag ich weinend in meiner Bettstatt und fragte mich, ob mein Dasein von nun an immer so turbulent verlaufen würde. Müsste ich mir immer Sorgen um mein Herzogtum machen und würde mich dabei irgendwann einmal selber verlieren? In vielen schlaflosen Nächten dachte ich über mein Leben nach, dessen Imperativ mir auf der Seele lastete: Du musst dafür sorgen, dass die Bretagne selbstständig bleibt!

Da Papa keine Diskussionen bezüglich seiner Nachfolge wollte, lud er seine wichtigsten Adeligen zu sich an den Hof nach Nantes. Da saß ich nun neben ihm. Wir hatten ihn so gut es ging mit Kissen gestützt, und ich hoffte, dass er diese Audienz durchstehen würde. Die einflussreichsten seiner Untertanen schworen mir ihre Treue, und Papa richtete einen Beraterstab ein, der mich in Staatsgeschäften unterstützen sollte: Marschall de Rieux, Madame de Dinan und ihr Halbbruder Alain d'Albret sowie Philippe de Montauban.

Letzterem vertraute Papa blind, und er war ein enger Freund der

Familie geworden. Er war größer als jeder andere, den ich kannte, und hatte eine beeindruckend tiefe Stimme, in der jedoch sehr viel Güte und Herzenswärme lag. Vor allem aber war er sehr weise und dachte immer einen Schritt weiter als andere. Obwohl er die Titel Baron von Grenonville und Viscomte du Bois-de-la-Roche trug, benahm sich herrlich »unadelig« und bodenständig, was meinem Vater so gefiel, dass er ihn zu seinem Berater und Kammerherrn machte und während des Kriegs mit den Franzosen zum Generalleutnant von Rennes. Am 23. September 1487 berief Papa ihn zum Kanzler der Bretagne.

Wenige Tage später brach die Pest in Nantes aus, und Papa, Isabeau und ich zogen mit Philippe sowie einigen Bediensteten ins nahegelegene Schloss Coiron um. Der Schwarze Tod beherrschte das Land bereits seit 1348 und machte keinen Unterschied, welchem Stand man angehörte. Binnen weniger Stunden starben seine Opfer, und so waren wir dankbar, je nach Lage der Dinge in eines unserer anderen Schlösser umziehen zu können.

Vor unserem Zuhause in Nantes drehte Papa sich an diesem Tag noch einmal um und flüsterte nur für mich hörbar: »Ich denke, ich werde es nicht mehr wiedersehen.«

In Coiron angekommen, legte er sich sofort ins Bett. »Ich habe alles versucht und bin gescheitert«, so seine letzten Worte, die er unter Tränen an mich richtete. Kurz darauf, am 9. September 1488, schloss er seine Augen für immer. Damals lernte ich, dass man an einem gebrochenen Herzen sterben konnte. Der Tag war grau, die Farbe der Bretagne zu dieser Zeit.

Ich weinte, jedoch nur kurz, denn der heiße Zorn, der in mir aufstieg, ließ meine Tränen verdampfen. Meine Wut auf die Franzosen wuchs ins Unermessliche, und ich überlegte, wie ich dem begegnen sollte. Als Erstes gab ich Anweisung, dieses Schloss, in dem mich alles an Papas Tod erinnerte, zu verlassen und in das stärker gesicherte Schloss in Guérande umzusiedeln. Wir waren es von klein an gewohnt, ab und zu in ein anderes Schloss umzuziehen, oder um es nett auszudrücken: Reisen bestimmte mein Leben. Doch diesmal war die Lage ernster, denn die Pest wütete immer noch, aber hier würden Isabeau und ich erst einmal zur Ruhe kommen, ehe ich weitere Pläne ins Auge fassen konnte.

Ohne einen Mann an meiner Seite würde es mir nicht gelingen, das Herzogtum zu regieren. Nicht weil ich es alleine nicht konnte, sondern weil es so von mir erwartet wurde. Mit einem blühenden und reichen

Land wie der Bretagne als ›Aussteuer‹ würde es an Freiern nicht mangeln, aber für meine Berater Marschall de Rieux, Alain d'Albret und Françoise de Dinan war es selbstverständlich, dass sie meine Ehe arrangieren würden. Lediglich Philippe de Montauban hatte stets mein Wohl und meine Gefühle im Blick. Wobei indes direkt zwei Damoklesschwerter über mir schwebten. Es war nicht nur so, dass ich einen Mann erwählen musste, der die Unabhängigkeit der Bretagne erhalten könnte, vor allem aber musste das jemand sein, der gemäß dem Vertrag von Verger die Zustimmung des französischen Königs Karl VIII. erhalten würde. Bei unseren Besprechungen herrschte zwar ein nach außen hin höflicher Umgangston, doch ich merkte, dass sie sich untereinander uneins waren, wobei ich noch nicht zu fassen bekam, wie die Lager sich genau aufteilten. Philippe de Montauban durfte ich nach wie vor als meinen guten Freund ansehen. Françoise und Alain d'Albret indes konnten ihre wahren Absichten immer schlechter verschleiern. Sie sahen mich nach wie vor als Kind an und wollten so lange wie möglich in meinem Namen die Regentschaft innehaben. Philippe jedoch stand auf meiner Seite, beantwortete meine Fragen und legte mir die finanzielle Situation der Bretagne offen, die nicht so rosig war, wie ich bis dato gedacht hatte. Manchmal glaubte ich, seine Mundwinkel zucken zu sehen, da es ihn wohl sehr amüsierte, wie gelassen ich die Impertinenz

meiner anderen Berater an mir abprallen ließ. Das Einzige, wo wir alle am selben Strang zogen, war unsere Opposition Frankreich gegenüber.

Eines Tages kam ein Abgesandter des französischen Hofes zu uns, in gelben und purpurnen Samt gekleidet. Sein Pferd war ähnlich reich geschmückt. Er verbeugte sich tief und kondolierte mir im Namen des französischen Königs zum Tod meines Vaters. Dann fuhr er mit einer säuseligen Stimme fort: »Unserem hochwohlgeborenen König Karl VIII. ist es wohl bewusst, welch schwere Bürde auf Euren zarten Schultern lastet, teure Herzogin.«

Wohlweislich hatte ich mich auf Kissen gesetzt, um meine geringe Körpergröße zu kompensieren, und so schaute ich ihn aus dieser erhöhten Position ungerührt ob seiner Worte an.

»Und daher«, fuhr er salbungsvoll fort, »schlägt König Karl vor, dass Ihr und Eure Schwester Isabeau unter seinem Schutz stehen solltet.« Er holte tief Luft, um dann zum finalen Schlag auszuholen: »Ferner hält er es für das Beste, wenn er die Kontrolle über die Verwaltung Eures Herzogtums übernimmt.«

Ich sah einen nach dem anderen in meinem Beraterstab an, ihre Gesichter zeigten nichts als puren Zorn. Philippe nickte mir unmerklich zu, gleich einer Aufforderung, auf diese unverschämte Forderung

zu reagieren. Und so entgegnete ich, wobei ich seinen schwülstigen Unterton aufgriff: »Ich danke Euch für Eure fürsorglichen Worte, aber erinnert sich der König nicht an den Vertrag von Verger?«

»Ich bin sicher, das tut er, Euer Exzellenz.«

»Dann«, fuhr ich mit all der Würde in der Stimme, die ich aufbringen konnte, fort, »richtet ihm meinen ergebensten Dank für sein Angebot aus. Ich werde ihm zeitnah meine Antwort zukommen lassen.«

»Aber Euer Majestät befinden sich in großer Gefahr«, versuchte er mir zu widersprechen, doch ich entgegnete völlig ungerührt: »Eine Gefahr, die ich zu verhindern weiß.«

Er starrte mich an, um seinen Blick dann hilfeschend zu meinen Beratern zu wenden, doch die ignorierten ihn komplett. Nur zu deutlich war ihm die Schmach anzumerken, von einem Kind, als das er mich ansah, so vorgeführt worden zu sein. Mit einer tiefen Verbeugung verabschiedete er sich und ritt wieder gen Frankreich.

Nachdem ich eine angemessene Zeit hatte verstreichen lassen, schickte ich einen Boten an den Französischen Hof. In meiner Nachricht an König Karl erinnerte ich ihn in höflichem Ton an den Vertrag von Verger, mit dem besiegelt worden war, dass die Bretagne frei von der Kontrolle durch Frankreich sei, solange die anderen Punkte eingehalten würden. Mein Brief endete mit den Worten: »Ich bin gewillt,

mich daran zu halten, gehe jedoch keine Konzessionen ein außer denen, die mit meinem verstorbenen Vater ausgehandelt worden sind.«

Hatte ich dies für einen klugen Schachzug gehalten, so war Anne de Beaujeu äußerst verärgert darüber. Da sie ihren Bruder immer noch unter ihrer Kontrolle hatte, griff sie auf das Netz von Spionen zurück, das ihr Vater, der »Spinnenkönig«, so sorgsam geknüpft hatte und von dem ich natürlich wusste, jedoch nicht, welche Folgen dies nach sich ziehen würde. Und so kam der Viscount de Rohan ins Spiel, einer der mächtigsten Barone der Bretagne. Er war nicht mehr jung und hatte auch nicht die Intention, mich zu ehelichen, aber seine zwei Söhne sollten mich und meine Schwester Isabeau heiraten. Diese waren jedoch um einiges jünger als ich, sodass ich diesen Vorschlag rundweg ablehnte, worin meine Berater mich ausnahmsweise einmal unisono unterstützten, da sie de Rohan keinerlei Macht geben wollten, die er durch diese Ehe zweifellos bekommen hätte.

Und so brach er einen Krieg vom Zaun, indem er seine persönliche Armee entsandte, zu der sich französische Kampfeinheiten gesellten. Am Ende dieser Auseinandersetzung waren es mehr französische Kämpfer als die von de Rohan. Als die Städte Morlaix und Concarneau sowie der Seehafen von Brest eingenommen wurden, wurde de Rohan sich bewusst, dass diese Städte nicht in seinem Besitz, sondern in dem

der Franzosen waren und er nur ihr Werkzeug gewesen war. Anne de Beaujeu hatte das Spiel gespielt, in dem ihr Vater, König Ludwig XI., stets so erfolgreich gewesen war und somit einen Bürgerkrieg ausgelöst, in dem Frankreich dann als Vermittler auftreten würde.

All dies zog sich über Monate hinweg und ich konnte nichts anderes tun, als traurig dabei zuzusehen, wie gespalten mein Herzogtum plötzlich war. Meine Berater befürchteten, dass ich, wenn Frankreich so weitermachte, gezwungen sein würde, einen französischen Prinzen zu heiraten und die Bretagne annektiert würde. Eine Zeit lang verhandelten wir sogar mit König Heinrich VII. von England, um uns gegen Frankreich zu verteidigen. Am 10. Februar 1489 schloss ich zusammen mit Philippe in seiner Funktion als Kanzler meines Herzogtums mit Heinrich den Vertrag von Redon. Philippe flüsterte mir zu: »Es war nicht schwer, Heinrich davon zu überzeugen. Ich habe ihm gesagt, dass sein alter Feind Frankreich noch mächtiger würde, wenn sie erst einmal die Bretagne vereinnahmt hätten.« Sein vielsagendes Augenzwinkern sprach wieder einmal Bände.

Obwohl er zu dieser Zeit schon Mitte fünfzig war, für mich ein steinalter Mann, hatte er sich ein junges Herz und ein spitzbübisches Lächeln bewahrt. »Ach Philippe«, rutschte es mir in diesem unbedachten Moment heraus, »wäret Ihr doch nur ein wenig jünger, dann ...«

»Werte Anne«, unterbrach er mich mit gespielter Strenge in der Stimme, »auch wenn ich Witwer bin, aber ob das so eine gute Idee wäre ...?« Damals haben wir gelacht, es war sehr befreiend, doch wir wussten beide, dass schwere Zeiten auf uns zukommen würden.

Mit König Heinrich einigten wir uns darauf, dass er mir zehntausend Soldaten zur Verteidigung gegen Frankreich schicken würde, im Gegenzug würde ich später eine der bretonischen Städte an ihn abtreten, die nun in französischer Hand waren. England beanspruchte immer noch einen Teil des Kontinents und hatte nach wie vor die Eroberung Frankreichs auf dem Plan.

Doch die Verhandlungen zogen sich lange hin. Meine Boten mussten zum nächstgelegenen Hafen, mit einem Schiff nach England übersetzen und von dort noch Hunderte von Meilen nach London reisen. Und König Heinrichs Boten das Gleiche, nur in die andere Richtung. Da wurde mir bewusst, dass seine Soldaten, die mir zur Hilfe eilen sollten, ebenso so lange brauchen würden, wenn nicht sogar länger, da sie die Strecken über Land zu Fuß zurücklegen müssten.

In der Zwischenzeit wurde ich von Freiern förmlich belagert, unter ihnen François Halbbruder Alain d'Albret, Jean de Chalons und der Prinz d'Orange, beides Bretonen, sowie aus dem weit entfernten

Österreich Erzherzog Maximilian, der am 9. April 1486 im Kaiserdom zu Aachen zum römisch-deutschen König gekrönt worden war.

Besonders Alain d'Albret bereitete mir Kopfzerbrechen und schlaflose Nächte. Er war fünfzig, Witwer und hatte ein rotes pocken-narbiges Gesicht, eine zu laute Stimme und bereits sieben Kinder. Und auch wenn mir bewusst war, für mein Herzogtum Opfer bringen zu müssen ... allein sein Anblick verursachte mir Übelkeit. Doch Françoise ließ einfach nicht locker, ihre Gier und Habsucht hatten sie blind für meine Befindlichkeit gemacht.

Tag für Tag nötigte sie mich, dieser Vermählung endlich zuzustimmen, doch ich war noch nicht einmal gewillt, auch nur darüber nachzudenken, so absurd schien mir dieser Gedanke.

»Wie könnt Ihr auch nur meinen, dass ich jemanden heirate, der so abstoßend ist?«, schleuderte ich ihr eines Tages entgegen, als ich keinen anderen Ausweg mehr sah.

»Euer Hoheit«, setzte sie an und hatte wieder diesen Ton an sich, als ob ich noch ein Kind sei, »Ihr müsst an Euer Land denken. Wollt Ihr denn nicht endlich einsehen, dass die Bretagne mit solch einem mächtigen Baron an Eurer Seite sicher vor den Franzosen wäre?«

»Nein, das sehe ich nicht ein. Wir wären auch dann immer noch im Krieg gegen Frankreich, den wir jederzeit verlieren könnten.«

In ihre Augen trat plötzlich etwas, das ich bislang noch nie bei ihr gesehen hatte: pure und bösertige Machtgier. Und dann entkam ihr ein folgenschwerer Satz: »Wenn Ihr nicht zu überzeugen seid, kann ich auch andere Saiten aufziehen!« Über ihre eigenen Worte erschrocken, legte sie eine Hand über ihren Mund. Doch es war zu spät; sie hatten direkt mein Herz getroffen.

Bereits wenig später erkannte ich das Ausmaß dessen, was Madame de Dinan sich ausgedacht hatte. Nachdem ihre Überredungskünste, ihren Halbbruder zu heiraten, bei mir nicht gefruchtet hatten, zog sie wirklich, wie von ihr angekündigt, »andere Saiten« auf. Sie hatte sich mit Marschall de Rieux verbündet, der im Namen des Herzogtums der Bretagne eine Nachricht an den Papst nach Rom geschickt hatte, in der er seine Heiligkeit darüber informierte, dass ein Dokument meines Vaters existierte, in welchem ich durch meine Unterschrift bestätigt hatte, Alain d'Albret zu ehelichen. Letzterer sandte ebenfalls eine Botschaft an den Papst, und noch ohne dessen Antwort abzuwarten, verkündete er offiziell seine Verlobung mit mir.

Völlig außer mir wandte ich mich an meinen engsten Freund und Verbündeten Philippe de Montauban. »Eure missliche Lage so schändlich auszunutzen – schämen sollten sie sich!«

So wütend hatte ich ihn noch nie erlebt, doch meine kindliche Unterschrift zeugte davon, dass ich dieses Dokument tatsächlich vor Jahren unterzeichnet hatte, wenn ich mich auch nicht mehr daran entsinnen konnte. Wahrscheinlich hatte ich gar nicht gewusst, um was es dabei ging und Papa blind vertraut. Als ich darüber nachdachte, fielen mir die Worte von Papa ein: »... wobei auch Alain d'Albret glaubt, ich würde ihm zum Dank für seine Hilfe in diesem Krieg deine Hand schenken ...« Stimmt, das hatte er zu mir gesagt – war dies tatsächlich Papas Wunsch oder nur der Notlage geschuldet gewesen? Wie auch immer, an das Schriftstück indes hatte ich keinerlei Erinnerung mehr.

Auf Philippes Rat hin beriefen wir den Kirchenrat ein, dem ich erklärte, dass ich mit noch nicht einmal zehn Jahren den Sinn dieses Dokumentes noch gar nicht hatte verstehen können und es wahrscheinlich nur Papa zuliebe unterzeichnet hatte. Mein Einspruch wurde offiziell beurkundet und sowohl Alain d'Albret als auch Marschall de Rieux schriftlich mitgeteilt. Beide sah ich von diesem Tag an als meine persönlichen Feinde an.

Meine Berater waren nunmehr in zwei Lager gespalten, und ich war mir durchaus der Gefahr bewusst, in der ich schwebte, wenn ich in Guérande bleiben würde. So zog ich mit Philippe und einigen Bediensteten, denen ich vertrauen konnte, in unser Schloss nach Redon.

Zu dieser Zeit wurde meine Halbschwester Françoise, die aus der Verbindung meines Vaters mit Antoinette de Maignelais stammte, meine erste Hofdame. Sie war zwölf Jahre älter als ich, und weil sie bei uns im Schloss aufgewachsen war, kannten wir uns sehr gut. Da ich Madame de Dinan nicht mehr trauen konnte, ersetzte sozusagen die eine Françoise die andere.

Alain d'Albret und seine Halbschwester Madame de Dinan ließen sich mit Marschall de Rieux im Schloss von Nantes nieder, welches er mit Waffengewalt beschlagnahmt hatte. Dies und die Übergriffe der Franzosen, die mehrere Städte im Süden der Bretagne eingenommen hatten, waren der Auslöser für einen Bürgerkrieg. Die meisten meiner Untertanen liebten mich, aber Rieux hatte nun einmal eine Armee und damit schlagende Argumente.

Eines Morgens beim Frühstück schaute Philippe mich sehr ernst an und schlug vor: »Euer Majestät, lasst uns nach Nantes reiten.«

»Nach Nantes?« Das war nun wirklich einer der letzten Orte, wo ich gerade sein wollte. »Was erhofft Ihr Euch davon?«

»Dass die Verräter die Stadt an Euch, die rechtmäßige Regentin herausgeben.«

Das klang überzeugend, und so machten wir uns auf den Weg,

begleitet von zwei meiner treu ergebenen Barone, einer Eskorte und einigen Bogenschützen, um uns Nantes zurückzuholen.

An einem trüben Tag im Februar 1489, die schwarzen Wolken an einem Himmel ohne Sonne schienen die Notlage meines Herzogtums widerzuspiegeln, waren wir drei Kilometer vor der Stadt, die wir samt dem Schloss, das mein Zuhause gewesen war, von den Rebellen zurückfordern wollten. In La Paquelai hielt ich die Prozession an und entsandte einige Boten, um zu fordern, dass uns die Stadttore zu öffnen seien.

Während wir auf ihre Rückkehr warteten, ritten Philippe und ich zu einer Anhöhe, von wo aus wir das Schloss sehen konnten, das über der Loire thronte. Selbst aus dieser Entfernung konnte ich die Bastion sehen, wo der kleine Garten angepflanzt worden war, in dem Isabeau und ich so oft gespielt hatten. Die Flaggen, die von den Türmen wehten, zeigten indes nicht mehr mein Wappentier, das gekrönte Hermelin, sondern die Insignien des Marschall de Rieux. Mein Herz zog sich schmerzhaft zusammen – wenn mein armer Vater das erlebt hätte ... Ich fragte mich allen Ernstes, ob ich jemals wieder im Zuhause meiner Kindheit wohnen würde.

Das anschwellende Geräusch von herannahenden Pferden unterbrach meine Gedanken, und da sahen wir auch schon die wehenden Banner von Alain d'Albrets berittenen Truppen.

»Rückzug!«, schrie Philippe. »Wir sind nicht genug Mann, um ihnen entgegentreten. Er wird Euch gefangen nehmen und die Heirat mit Gewalt erzwingen.«

Wir gaben unseren Pferden die Sporen und ritten so schnell es ging Richtung Redon zurück. Ich war noch nicht zur Herzogin der Bretagne gekrönt worden, was ich so bald wie möglich nachholen musste – um dann einen Ehemann zu erwählen, der mit Sicherheit nicht Alain d'Albret sein würde.

In Redon angekommen wurden wir bereits von einer Delegation aus Rennes erwartet.

»Euer Hoheit«, sagte der Bürgermeister zu mir und verbeugte sich tief bei seinen Worten. »Es wäre uns eine Ehre, wenn Eure Krönung bei uns in Rennes stattfinden würde. Wir waren schon Eurem Vater sehr verbunden, weil er stets die bretonische Eigenständigkeit betont hat und als dessen Symbol in unserer schönen Stadt ein eigenes Parlament als Gerichtshof für die Bretagne eingerichtet hat. Es beunruhigt uns, Eure Euch liebenden Untertanen, sehr, Euch in diesen unsicheren Zeiten durch die Lande reisen zu sehen. Bei uns wärt Ihr in Sicherheit, das verspreche ich Euch bei meiner Ehre.«

Zutiefst gerührt ob seiner Worte merkte ich, wie mir Tränen aus den Augen und über meine Wangen liefen. Philippe nickte mir

bestätigend zu, und so änderten wir schließlich unsere Pläne und folgten der Delegation nach Rennes.

Man führte uns in die alte Abtei Sainte-Melaine vor den Toren der Stadt, die bereits Ende des 5. Jahrhunderts erbaut worden und nach dem ersten Bischof von Rennes benannt war.

Dort wurde ich dem Anlass entsprechend eingekleidet und am Abend von den Honoratioren von Rennes zum Stadttor geführt, der Porte Mordelaise. Die Szenerie war mit Tausenden von Fackeln erleuchtet, und mit leicht zitternder Stimme sprach ich nach alter Sitte den Eid: »Hiermit gelobe ich, Anne de Bretagne, Herzogin von Gottes Gnaden, die Privilegien, Freiheiten und Immunität der Kirche, des Adels und des bretonischen Volkes zu bewahren.«

Die Menge jubelte, die Zugbrücke wurde heruntergelassen und ich zog unter Fanfarenklängen und Willkommensrufen meiner Untertanen in die Stadt ein. Natürlich wusste ich, was von mir erwartet wurde. Seit Jahrhunderten war es Sitte, dass der zukünftige Regent die Nacht allein im Gebet in der Kathedrale zubrachte. Unter den Augen von Philippe und einigen anderen Getreuen, die am anderen Ende der Kathedrale über mich wachten, betete ich vor dem mit Kerzen beleuchteten Altar kniend um Kraft und Weisheit und natürlich für die Zukunft meines Landes.

Als am Morgen die Sonne aufging, wurde ich in den Palast geführt und in ein Gewand aus goldener und purpurner Seide gekleidet. Auf dem Weg zurück zur Kathedrale waren die Straßen angefüllt mit Menschenmassen, die alle ihre neue Herzogin sehen wollten. Vor mir ging der Bischof von Rennes, links und rechts von mir zwei Prälate und hinter mir mein treuer Freund Philippe de Montauban, der vor Freude und Stolz fast zu platzen schien. All diejenigen, die mich verraten hatten, waren zum Glück nicht anwesend.

Unter den Gewölbefbögen der altherwürdigen Kathedrale wurde mir die Krone aufs Haupt gesetzt. Als ich die Worte des Bischofs mit einem »Amen« bestätigte, staunte ich, wie fest meine Stimme klang, denn meine Gedanken weilten bei meinem geliebten Vater, der mich von klein an auf dieses Ereignis, das an diesem 10. Februar des Jahres 1489 stattfand, vorbereitet hatte und entsprechend gerührt war ich nun.

Als wir die Kathedrale verließen, hörte ich wie einige Leute am Straßenrand wisperten: »Kann ein Kind die Aufgaben und Pflichten eines Herrschers überhaupt erfüllen?«

Aus den Augenwinkeln sah ich, wie Philippe ihnen mit einem stolzen Lächeln zuflüsterte: »Keine Sorge, das hat sie bereits seit fünf Monaten bewiesen.«

So sehr ich mich in diesem Moment freute, so wusste ich doch, dass es keine leichte Zeit gewesen war. Nicht nur, dass der Bürgerkrieg eine ständige Bedrohung für die Sicherheit meines Volkes darstellte, die Gewissheit, dass einige Leute, denen ich vertraut hatte, mich für Geld verraten hatten, nagte ebenfalls sehr an mir.

Anne de Beaujeu war nicht die Einzige, die ihre Spione hatte, auch Philippe verfügte über ein gut funktionierendes Informationsnetz. So war er an eine Liste aller bretonischen Adligen gelangt, die vom französischen Hof dafür bezahlt wurden, mich zu bespitzeln. Einige Namen wie die von diversen Kirchenmännern überraschten mich nicht weiter, andere indes betrübten mich zutiefst: Françoise de Dinan und der Marschall de Rieux. Ganz am Ende dieser Aufstellung stand der Name meines Halbbruders und Wappenherolds François d'Avaugour, der eine jährliche Pension von Frankreich erhielt, was mich zum Weinen brachte. »Dieser vermaledeite Haderlump«, schluchzte ich. Normalerweise befeißigte ich mich eines anderen Tons, doch nie hätte ich gedacht, von meiner eigenen Familie so hinters Licht geführt zu werden.

»Ich denke, wir beide wissen sehr gut um das Wort ›*Verrat*«, meinte Philippe. »Er herrscht überall und zehrt wie ein Befall an jedem reinen Herzen. Selbst in jenen, die wir immer für vertrauenswürdig hielten, kann diese böse Saat Wurzeln schlagen.«

»Ihr habt recht – aber mein eigener Halbbruder?«

»Blut ist dicker als Wasser«, kommentierte er, »aber man kann darin genauso gut ertrinken.«

Die meisten dieser Verräter waren bereits freiwillig ins Exil gegangen, doch ich verfügte, dass die übrigen entsprechend bestraft werden sollten.

Erleichtert war ich jedoch, dass meine Halbschwester Françoise nicht auf der Liste stand, denn mehr und mehr hatte sie sich einen Platz in meinem Herzen erobert und leistete mir als erste Hofdame exzellente Dienste.

Das Wohl meines Volkes lag mir sehr am Herzen und so beschloss ich im März 1490 eine Reise durch mein Herzogtum zu machen, wobei ich auch die Bewohner auf dem Land fernab der Städte kennenlernen wollte. Philippe war jedoch alles andere als begeistert darüber. »Der Süden der Bretagne ist in französischer Hand und die Bürgerkriege sind noch nicht ganz vorbei – ich kann Eure Reise nicht befürworten.«

So sehr ich ihn auch liebte, war ich es doch leid, mir dauernd vorschreiben zu lassen, was ich zu tun und zu lassen hatte. Ihm blieb nichts anderes übrig, als mich zu begleiten – und es wurde ein höchstfreudliches Erlebnis. Die Witterung war mehr schlecht als recht – es

regnete und ein eiskalter Wind wehte uns entgegen –, daher tauschte ich meine feinen Kleider gegen eine schlichte und geeignetere Gewandung. Doch obwohl das Wetter so kalt war, meine Untertanen bereiteten mir einen warmherzigen Empfang.

Die langanhaltenden Bürgerkriege hatten den Straßen meines Herzogtums nicht gutgetan, aber wir kamen auch in entlegene Gegenden, wo ich durch meine alleinige Anwesenheit die Ordnung wiederherstellen konnte.

An einem Sonntag saß ich in meiner Kutsche und weinte, weil ich an meine Lieben denken musste, die alle viel zu früh von mir gegangen waren, als jemand von außen an das Gefährt klopfte. Es war ein Schuhmacher, der mir ein Paar hölzerne Schuhe überreichte, die er selbst angefertigt hatte. Ich dachte daran, dass ich wegen meines etwas kürzeren linken Beines ansonsten immer Schuhe trug, die diesen Mangel ausglich. Gerade als ich etwas sagen wollte, meinte der Mann: »Sie werden Euch passen, Euer Hoheit, ich hatte ausreichend Gelegenheit, Euch – bitte entschuldigt, wenn ich so frei rede – zu beobachten.«

Und tatsächlich, nicht nur dass sie wie angegossen passten, er hatte sie auch so gestaltet, dass der rechte Schuh tiefer ausgeschnitten war als der linke, sodass ich kein bisschen darin hinkte.

Ich trug sie auch bei meiner Rückkehr nach Rennes, wo die Leute nicht schlecht darüber staunten. Wenige Wochen später berichtete mir meine Halbschwester Françoise, dass man ein Lied über mich und diese hölzernen Schuhe geschrieben hatte – »La Duchesse aux Sabots de Bois – die Herzogin in Holzschuhen«, und sie wusste es mir sogar vorzusingen.

Während der gesamten Reise hatte ich mir Sorgen um meine Schwester Isabeau gemacht, die auch an diesem Tag wie so oft krank im Bett lag. Schon bei meiner Krönung zur Herzogin hatte sie nicht dabei sein können, was mich sehr betrübt hatte. Sie hatte die fragile Gesundheit unserer Mutter geerbt und wurde von Woche zu Woche schwächer. »Isabeau, mein Sternchen«, so hatte ich sie von klein an genannt, »der Zeitpunkt rückt immer näher, an dem ich mir meinen Ehemann nicht mehr aussuchen kann.«

Ich nahm ihre bleiche Hand in meine, sie fühlte sich eiskalt an. »Oh Anne«, seufzte sie und sah mich aus ihren blauen Augen an, die in ihrem blassen Gesicht herausstachen wie zwei Waldseen, »es ist zu schade, dass Prinz Edward ermordet wurde. Du wärest sonst jetzt mit ihm verheiratet, und vielleicht würde ich mit dir in einem schönen Schloss in England leben.«

Ich strich ihr eine Strähne des flachsblonden Haars aus der Stirn und musste lächeln. Während Papa mich schon von klein auf an den ernstesten Themen beteiligt hatte, wirkte Isabeau mit ihren neun Jahren manchmal doch recht unbedarft. Sie war nicht dumm, aber ihre schwache Konstitution hatte sie oft ans Bett gefesselt, und manchmal glaubte ich, dass es ihre Art war, die grausame Wirklichkeit der Welt von sich fernzuhalten, indem sie sich nur mit den schönen Dingen beschäftigte.

»Diesen fürchterlichen Alain d'Albret werde ich sicherlich nicht zum Mann nehmen«, fuhr ich fort, »doch wenn die Franzosen noch mehr unseres Herzogtums einnehmen, werde ich gezwungen sein, einen französischen Prinzen zu heiraten.«

»Cousin Ludwig kannst du ja leider nicht heiraten«, sinnierte Isabeau, »er ist ja schon verhehlicht, wenn auch nicht glücklich.« Manchmal erstaunte sie mich mit dem, was sie doch alles wusste.

»Boten vom Hof des Königs Maximilian von Österreich waren hier und haben um die Ehre gebeten, um meine Hand anhalten zu dürfen«, erzählte ich weiter, was ihr ein Lächeln ins Gesicht zauberte.

»Was wissen wir über ihn?«, fragte sie voller Neugier.

»Nicht viel«, entgegnete ich. »Er ist über dreißig, Witwer und hat eine kleine Tochter, die mit König Karl verlobt ist und am französischen Hof lebt.«

»Schlimmer als Alain d’Albret kann er auch nicht sein«, meinte Isabeau, um dann laut zu lachen. Sie drückte meine Hand und sah mich plötzlich sehr ernst an. »Liebe Schwester, du warst immer die Stärkere von uns beiden. Ich weiß, du wirst die richtige Entscheidung treffen, ich weiß es einfach. Alles wird gut.«

Sie grinste schelmisch. »Ich habe ein Lied für dich komponiert, möchtest du es hören?«

»Aber natürlich, sehr gerne.«

Sie holte tief Luft, um dann mit ihrer einstmals glockenhellen Singstimme, die durch ihre Krankheit ein wenig gelitten hatte, zu intonieren:

*»Im Garten meiner Träume,
da wachsen viele Bäume,
und auf den Wiesen liegt der Tau.
Blumen blüh’ n in allen Farben,
doch meine Seele trägt tiefe Narben ...«*

Mitten in der Strophe war sie eingeschlafen. Vorsichtig deckte ich sie zu und setzte ihr einen Kuss auf die Stirn.

Am nächsten Morgen, es war der 24. August 1490, fand ich Isabeau tot in ihrem Bett liegend. Zuerst hatte ich gedacht, sie würde schlafen, ein

seliges Lächeln lag auf ihren Lippen, über die nun nie mehr eines ihrer lieben Worte für mich kommen würde. Das ließ mich hoffen, dass sie nicht gelitten hatte, als sie von dieser Welt ging. Eine Lungenentzündung zusätzlich zu ihrer ohnehin schon schwachen Konstitution war einfach zu viel für dieses zarte Geschöpf gewesen. Ihr Lied war das Letzte, was ich von ihr zu hören bekommen hatte.

»Alles wird gut«, hallten ihre Worte in mir wider. Indes hoffte ich, dass es ihr dort, wo sie nun war, auch tatsächlich gut gehen würde.

Zu meiner Trauer um Isabeau gesellte sich nun wieder verstärkt die Sorge um mein Herzogtum, denn die Bretagne war immer noch in Gefahr, und wie vereinbart schickte König Heinrich VII englische Soldaten zur Verstärkung. Diese mussten jedoch bezahlt werden, und Philippe hatte mir nun bereits mehrfach erklärt, wie schlecht es um unsere Finanzen stand.

Aus Nantes war eine Proklamation ergangen, die besagte, dass die wahre Regentschaft die von Marschall Rieux und Alain d'Albret war, sodass ich von dort ebenso wenig Hilfe erwarten konnte wie von den Städten, die immer noch in der Hand der Franzosen waren.

Nun gab es kein Vertun mehr, meine Hochzeit konnte nicht länger aufgeschoben werden. Und so wählte ich das, was mir am besten

erschien, und entsandte Boten zum Hof von König Maximilian, der ja bereits offiziell um meine Hand angehalten hatte, um ihm mitzuteilen, dass ich seine Offerte annehmen wollte. Dass ich damit gegen den Vertrag von Verger verstieß, da ich nicht die Einwilligung von König Karl eingeholt hatte, war in diesem Moment mein geringstes Problem, denn ich ließ mich auf eine Ehe mit einem Mann ein, den ich noch nie zuvor gesehen hatte. Ferner wusste ich, dass er mir seinen Antrag nicht wegen meines Liebreizes, meiner Intelligenz oder meines Mutes gemacht hatte, sondern lediglich wegen meines Erbes, das ich in diese Ehe mit einbringen würde: das Herzogtum Bretagne. Der Umstand, dass ich im Gegenzug eine königliche Krone tragen würde, war natürlich sehr verlockend, doch sein Königtum war eben doch zu weit entfernt, um mein Herzogtum diesem so einfach anschließen zu können, wie es mit Frankreich möglich gewesen wäre.

Maximilian würde durch diese Ehe Herzog der Bretagne und ich die Herzogin bleiben, aber auch die Herzogin von Österreich und römisch-deutsche Königin. Die Krux dabei war jedoch: Ich würde mein geliebtes Land verlassen müssen, um bei meinem Gatten zu leben.

Die Verhandlungen zogen sich über mehrere Monate hin, Maximilian hatte dafür eine Delegation zu mir nach Rennes geschickt, ange-

führt von Wolfgang Freiherr von Polheim. Das sprach sich so schnell herum, dass die Rebellen in Nantes – Rieux, d’Albret und Madame de Dinan – kapitulierten. Auch wenn sie um Gnade flehten und wieder an meinen Hof zurückkehren wollten, ignorierte ich ihre Bitte. »Wer mich einmal verraten hat, wird es immer wieder tun, wenn der Preis stimmt«, teilte ich Philippe meinen Entschluss fest, bei dem er mich unterstützte.

Letztendlich wurden Freiherr von Polheim und ich uns einig und setzten eine Vereinbarung auf, die in zehn Punkten die Unabhängigkeit der Bretagne festschrieb. Falls Maximilian ohne einen Erben gezeugt zu haben sterben würde, war es mir freigestellt, wieder in die Bretagne zurückzukehren. Wenn ich, ohne einen Erben geboren zu haben, vor ihm sterben würde, würde er keinen Anspruch auf die Bretagne erheben. Der erste Sohn aus dieser Verbindung würde in der Bretagne aufgezogen, und falls es mehrere Kinder gab, würde das älteste davon Österreich erben, und das zweite Herzog oder Herzogin der Bretagne werden.

Der letzte Punkt der Vereinbarung war, dass die Eheschließung per procurationem, also mittels eines Stellvertreters, stattfinden sollte, der in diesem Fall Freiherr von Polheim war. Maximilian würde ich folglich selbst bei der Hochzeit nicht persönlich kennenlernen.

Und da stand ich nun in der Kathedrale von Rennes, starrte auf das Grab meiner Schwester Isabeau und fragte mich: Was machst du hier? Auch die salbungsvollen Worte des Bischofs, der eine pompöse Pontifikalmesse zelebrierte, konnten meine Unruhe nicht besänftigen.

Anschließend gab es ein Bankett im Schloss, bei dem ich trotz des hervorragenden Essens – unter anderem glasierter Truthahn mit einer Maronenfüllung – keinen Bissen herunterbekam. Rechts von mir saß mein »Ersatzbräutigam« Wolfgang von Polheim, der sich genauso fehl am Platz fühlte wie ich. Philippe de Montauban zu meiner Linken versuchte, mich mit netten Worten zu beruhigen: »Liebste Anne, Ihr habt die richtige Wahl getroffen«, redete er mit leiser Stimme auf mich ein, »sowohl für Euch als auch Euer Herzogtum. Und wer weiß, vielleicht entpuppt sich Maximilian als ... nun, alles ist besser als Alain d'Albret, habe ich recht?«

Ein vorsichtiges Lächeln huschte über mein Gesicht – ja, alles war besser als dieser Verräter, der hoffentlich nie mehr wieder meine Wege kreuzen würde.

Am Abend fand der, wie Philippe es nannte, »germanischer« Teil der Hochzeitszeremonie statt. Im Beisein des gesamten Hofstaates musste ich mich in meinen Gemächern aufs Bett legen. Freiherr von Polheim hatte sein rechtes Bein bis zum Knie hoch entblößt und platierte es

neben mir auf der Bettdecke. Er verharrte dort einen Moment und die Eheschließung war damit rechtskräftig, auch wenn Maximilian, der eigentliche Bräutigam, wie gesagt gar nicht persönlich anwesend war.

Da dieses Vorgehen in der Bretagne völlig unbekannt war, kam es allen Anwesenden lächerlich vor, und als mein Blick den von Philippe streifte, sah ich, dass er sich das Lachen verkneifen musste. Auch alle anderen versuchten, ernst zu bleiben und gratulierten mir.

Rennes war zwei Wochen lang in Feststimmung und alle offiziellen Geschäfte wurden von da an »Im Namen von Maximilian und Anne, König und Königin des römisch-deutschen Reiches und Herzog und Herzogin der Bretagne« abgeschlossen.

Während meine Untertanen dachten, von nun an sei alles in Ordnung, wusste ich jedoch, dass ich gegen den Vertrag von Verger verstoßen und König Karl noch nicht einmal darüber informiert hatte. Natürlich ahnte ich, dass Anne de Beaujeus Spione die Kunde recht schnell verbreiten würden, und auch hier trat wieder einmal Alain d'Albret auf den Plan. Er hatte es immer noch nicht verwunden, dass ich ihn nicht zum Ehemann genommen hatte.

So informierte er Karl darüber, dass Nantes sein wäre, da ich den Vertrag gebrochen hätte.

Im Januar 1491 verlegten König Karl und seine intrigante Schwester den Französischen Hof nach Nantes – und erhöhten Alain d'Albrets jährliche Pension um eine stattliche Summe.

Hatte ich mich vielleicht auch gerettet, so jedoch nicht mein Herzogtum vor den Franzosen, die sich nun stärker als je zuvor auf meinem Grund und Boden breitmachte.



»Als Kind denkst du,
du würdest immer beschützt und umsorgt.
Doch dann, eines Tages, öffnest du die Augen
und dir wird klar, was du wirklich durchmachen musst.«



WENN SIE WEITERLESEN WOLLEN...



VERBOTENE VERSPRECHEN

Frankreich 1498: Anne de Bretagne, Herzogin der Bretagne und Königin von Frankreich, hat bereits zwei Ehen hinter sich: König Maximilian I. hat sie nie kennengelernt, da die Ehe per procurationem geschlossen wurde. Ihr zweiter Mann König Karl VIII. kam unter mysteriösen Umständen ums Leben, all ihre sechs Kinder sind ebenfalls tot. Als sie die Hoffnung auf die wahre Liebe bereits aufgegeben hat, lernt sie Jean de Thyberon kennen, einen Ritter des Michaelsordens – und sieht sich plötzlich ihrem Seelenpartner gegenüberstehen. Nach einigen wunderschönen Monaten mit diesem gebildeten und humorvollen Mann müssen sich ihre Wege wieder trennen, denn das Protokoll befiehlt, dass Anne König Ludwig XII. zu heiraten hat.

Ich darf dich nicht lieben – so der Imperativ, der gleich einem Damoklesschwert über der Romanze der beiden schwebt.

Valeska Réon. Charlotte H. Schwarz. Historienroman



Taschenbuch
308 Seiten



E-Book



pinguletta.de



HALLO.

Wir sind pinguletta.

**Mehr
Lesestoff
von
pinguletta.**

UNENDLICH.

Vergeltung und Liebe
im Hochmittelalter.

Das Mündel
der Meda von Trier

ISBN: 978-3-948063-25-2



Das Mündel der Meda von Trier

Lothringen im Hochmittelalter: Das Reich wird erschüttert von erbitterten Kämpfen um Geltung und Macht. Es ist die Zeit der Kreuzzüge, des weltberühmten Gangs Heinrichs IV. nach Canossa und der Stiftung des Klosters Maria Laach. Im Jahre 1084 flieht die Heilerin Meda von Trier mit dem jungen Gero nach dem Tod seiner Eltern Richtung Greifenfels. Dort hofft sie, ihn vor einem Anschlag auf sein Leben schützen zu können. Doch die allgegenwärtige Gefahr und die verbotene Liebe zu Sigrun von Greifenfels begleiten Gero, bis er sich seiner Verantwortung und seinem größten Feind im alles entscheidenden Kampf stellen muss!

Ein fesselnder Roman über Vergeltung und Liebe an einer Zeitenwende.

Christine Rhömer. Historienroman



Taschenbuch
468 Seiten



E-Book



pinguletta.de

MUTIG.

Magie der Freundschaft.



**Das Vermächtnis der Vier.
Die WYN'D'MAER SAGA.**

Das Vermächtnis der Vier



Windemere. Geheimnisvoller Berg inmitten eines glitzernden Sees und Hauptstadt eines fantastischen Reichs. Tief in seinem Inneren birgt er ein uraltes Vermächtnis: Der Ewige will leben und sucht nach Verbündeten. Auf der Flucht vor Verrat, leistet Prinzessin Patrizia einen Schwur, der das Schicksal des Königreichs für immer verändern wird. Doch bei ihrer Aufgabe braucht sie dringend Hilfe. Der junge Schäfer Oni reist nach Windemere, um seine kleine Schwester zu retten. Eine freundliche Geste wird ihm zum Verhängnis. Er gerät in einen Strudel gefährlicher Ereignisse. Eine waghalsige Reise voller Abenteuer, Freundschaft und Hoffnung beginnt – in einem Land, in dem Magie verboten ist und die Götter auf ewig Wache halten.

Das »Vermächtnis der Vier« ist der Beginn der WYN'D'MAER SAGA.

Christopher Teffert. Fantasy-Roman



Taschenbuch
253 Seiten



E-Book



Hörbuch
in Kürze



SCHÖN.

Eine fesselnde Trilogie.

Wintertöchter.
Einzel als Teil 1 bis 3 oder als
Gesamtausgabe im exklusiven
Schuber mit Preisvorteil.

Wintertöchter. Die Forstau-Saga

Die Bestseller-Trilogie - Spannung im Dreierpack! In der letzten Raunacht des eisigen Winters 1940, irgendwo in der kargen Bergwelt Österreichs, wird Anna Hohleitner geboren. Sie wächst in einer unwirtlichen Welt, die ihr wenig Liebe schenkt – weder ihre verschlossene Mutter Marie noch der jähzornige Stiefvater Roman scheinen sie zu mögen. Nur bei Ihrer Ziehtante Barbara, Hebamme und frühe Homöopathin, findet das wissbegierige Mädchen Zuwendung und Anregung. Und noch etwas verbindet die zwei: Beide tragen die »Gabe« in sich – durch Schmecken können sie hinter die Geschichte von Gegenständen blicken. Eine ungewöhnliche Fähigkeit, die sie durch Zeiten wandern und ihren eigenen Ahnen begegnen lässt. Und so begleiten wir Anna bei ihrer Entwicklung vom stillen Mädchen zur selbstbewussten Frau, lesen von ihren Qualen, ihrer Liebe, ihren Kindern und den vielen unerfüllten Träumen – aufgezeichnet in zwei Tagebüchern.

Heidelberg, Winter 2004: Annas Zwillinge Helena und Christina sind längst erwachsen, als ihnen eben diese Tagebücher zugespielt werden. Und plötzlich kommen unbequeme Wahrheiten ans Licht, Geständnisse aus längst vergangenen Zeiten ändern alles. Der Jahreswechsel beschert den beiden Schwestern wenig besinnliche, sonder vielmehr aufregende Festtage. Mit Begegnungen, die ihr bisheriges Leben gehörig auf den Kopf stellen – und bald ist nichts mehr, wie es war. In Teil 3 finden wir die Antwort auf die vielen offenen Fragen aus den vorangegangenen Bänden: Was geschah mit Annas

Töchtern? Wird die wundervolle Gabe in einer von ihr weiter bestehen? Wie kann Ziehtante Barbara mit ihrer Schuld leben? Und vor allem: Wo ist Roman Wojtek geblieben – konnte er sich den Anfeindungen auf sein Leben entziehen? Die Saga macht von Beginn an vor allem eins – sie zieht ihre Leser: innen sofort und bedingungslos in ihren Bann: Wer den ersten Teil »Wintertöchter. Die Gabe« gelesen hat, wird auch den zweiten Band »Wintertöchter. Die Kinder« verschlingen, um endlich in Teil drei »Wintertöchter. Die Frauen« zu erfahren, wie alles zusammenhängt.

Eine Geschichte wie ein Sog!

TIPP! Die Gesamtausgabe im edlen Schuber.

Mignon Kleinbek. Roman-Trilogie



1: Die Gabe
2: Die Kinder
3: Die Frauen



E-Books



Hörbücher

1

Band 1: Die Gabe

Taschenbuch 355 Seiten | E-Book |
Hörbuch 715 Minuten

2

Band 2: Die Kinder

Taschenbuch 342 Seiten | E-Book |
Hörbuch 687 Minuten

3

Band 3: Die Frauen

Taschenbuch 480 Seiten | E-Book |
Hörbuch in Kürze



LEBEN.

Bewegend und echt.



Sei tapfer im Leben

ISBN: 978-3-948063-22-1

Sei tapfer im Leben!

Der Beginn der Reihe »Die Spuren der Kriegskinder«. Schauplatz Ludwigshafen/Rhein: Im Mai 1939 kommt Ilse Oehler zur Welt. Ihre ersten Lebensjahre: geprägt von Bombenangriffen, Fliegeralarm und Nächten im Bunker. Ihr Elternhaus: pflicht-beflissen und schweigsam. Und so beginnt für die lebenslustige junge Frau ein verzweifelter Kampf um Liebe, Anerkennung, Selbstbestimmung und ein bisschen Freiheit. Bis Ilse um sich herum eine Mauer aus Schweigen baut und die Katastrophe sich anbahnt. Ein beeindruckender historischer Roman, hervorragend recherchiert, mit vielen Originalunterlagen und Zeitungsberichten aus Ludwigshafen und Mannheim. Ein Schicksal, das exemplarisch ist für viele Kriegskinder und ihren traurigen Lebensweg. Und immer offen bleibt die Frage nach der Verantwortung.

Karin Lassen. Roman



Taschenbuch
408 Seiten



E-Book



Hörbuch
in Kürze

**BUCHstaben zum Anhören.
Der pinguletta Podcast.**

QR-Code einscannen - und
ab geht's zum pingu-Podcast.



pingulett

pingulett Verlag

Durlacher Str. 32
75210 Keltern
Deutschland
Tel. 07231 932471
verlag@pingulett.de
www.pingulett.de